

## Frühe jüdische Ärzte in Berlin (1735-1765)

von Eberhard Wolff

Wer die Stichworte „Jüdische Ärzte“, „Berlin“ und „18. Jahrhundert“ hört, wird mit großer Wahrscheinlichkeit zunächst an Markus Herz, den jüdischen Arzt und Aufklärungsphilosophen denken. Auch der „Fischdokter“, der Ichthyologe Marcus Elieser Bloch, besaß zeitgenössisch einige Popularität und ist bis heute nicht vergessen. Doch im Berlin des späten 18. Jahrhunderts finden wir über diese beiden Prominenten hinaus bereits eine erstaunlich große Anzahl von Ärzten aus der dortigen jüdischen Gemeinschaft. Ihr Beitrag zu Berliner Haskala ist bedeutend. Forschungen zur Geschichte der Juden in Berlin, zu jüdischen Ärzten sowie zur Berliner und allgemeinen Medizingeschichte haben immer wieder einzelne oder mehrere der einschlägigen Personen herausgegriffen und untersucht.<sup>1</sup> Eine detaillierte Gesamtdarstellung steht meines Wissens jedoch bis heute noch aus. Über viele dieser Doktoren liegen auch mehr oder weniger ausführliche Quellen vor. Ab dem Jahr 1765 sind die jüdischen Ärzte mit einiger Vollständigkeit sogar namentlich im Berliner Adress-Kalender mit Wohnort und möglichen zusätzlichen Funktionen aufgelistet.<sup>2</sup> Manfred Stürzbecher hat diese Verzeichnisse auf die Frage nach der medizinischen Versorgung Berlins hin ausgewertet und das medizinische Personal, darunter auch die jüdischen Ärzte, im Anhang seines Beitrages in einer Tabelle wiedergegeben.<sup>3</sup> Demnach stieg die Zahl der jüdischen Ärzte in Berlin von drei im Jahre 1765 über dreieinhalb Jahrzehnte bis zum Ende des Jahrhunderts relativ kontinuierlich auf etwa zehn an. Die Zahl der christlichen Ärzte wuchs im gleichen Zeitraum mit weniger Kontinuität von 25 auf 40.<sup>4</sup> Der Anteil der jüdischen Ärzte an der Gesamtzahl der Mediziner wuchs innerhalb der genannten 35 Jahre von einem runden Zehntel auf ein gutes Fünftel. In jedem Fall waren jüdische Ärzte damit im Vergleich zum Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung Berlins dieser Zeit (ca. 3%) überrepräsentiert, was bekanntermaßen auf die hohe akademische Aspiration und die Wertschätzung des Arztberufs in der Judenschaft der Zeit zurückzuführen ist.

Schwieriger ist es, für den Zeitraum vor der genannten, über den Adress-Kalender verhältnismäßig gut dokumentierten Periode einen Überblick zu erhalten. Aus diesem Grund stellt der vorliegende Beitrag jüdische Ärzte (und Medizinstudenten) in Berlin vor, die bereits

---

<sup>1</sup> Insbesondere kann schon jetzt auf die entstehende Dissertation von Sebastian Panwitz über die „Gesellschaft der Freunde“ im Berlin des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts hingewiesen werden, in der eine Reihe jüdischer Berliner Ärzte eine Rolle spielten ([www.gesellschaftderfreunde.de](http://www.gesellschaftderfreunde.de)). Der Verfasser dankt Lesern dieses Beitrages im Voraus für weitere Hinweise zum Thema.

<sup>2</sup> Adress-Calender der Königlich-Preußischen Haupt- und Residenz-Stadt Berlin, besonders der daselbst befindlichen hohen und niederen Collegien, Instanzen und Expeditionen (...). Der Titel des Periodikums wechselt verschiedentlich. Im Folgenden wird er zitiert als „Adress-Kalender“. In dem Kalender wurden vor allem königliche und andere öffentliche Bediente aufgelistet. Die Ärzte als „Particulair-Personen“ wurden wegen der Nachfrage nach den Adressen aus der Bevölkerung hinzugefügt.

<sup>3</sup> Stürzbecher, Manfred: Beiträge zur Berliner Medizingeschichte. Quellen und Studien zur Geschichte des Gesundheitswesens vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. Berlin 1966, S. 74, 146f.

<sup>4</sup> Um 1780 fällt die Anzahl ab auf minimal 22 und steigt danach langsam wieder an.

vor 1765 dort lebten. Diese Gruppe unterscheidet sich von derjenigen der späteren Phase des Jahrhunderts nicht allein dadurch, dass sie kleiner war. Sie zeigt sich zudem auch als deutlich heterogener. In den folgenden biographischen Skizzen finden sich demnach Anhaltspunkte für die Anfänge des Formierungsprozesses einer sozialen Gruppe.

Auch wenn bereits für die 1690er Jahre ein Judenbarbier, ein jüdischer Zahnarzt sowie ein (wahrscheinlich nicht akademischer) jüdischer Arzt namens Loebel in Berlin verzeichnet sind,<sup>5</sup> stellten jüdische Mediziner hier doch erst ab 1735 ein kontinuierliches Phänomen dar. In diesem Jahr ließ sich nämlich Benjamin de Lemos an der Spree als Arzt nieder, nachdem er in Halle promoviert hatte.<sup>6</sup> Er zählt zu den ersten Juden, die an einer deutschen medizinischen Fakultät promovieren konnten.<sup>7</sup> De Lemos wurde ca. 1711<sup>8</sup> in Hamburg als Sohn eines sephardischen Maklers geboren.<sup>9</sup> Nach kurzer Tätigkeit in Dessau ließ er sich im selben Jahr in Berlin nieder und wurde 1747<sup>10</sup> Arzt am jüdischen Krankenhaus.<sup>11</sup> 1744 ist er als Gemeindefeldarzt der Berliner Judenschaft bezeugt.<sup>12</sup> In den späteren Auflagen des Adress-Kalenders wird er recht kontinuierlich erwähnt, nicht mehr jedoch in der Auflage seines Todesjahrs 1789. Zu Bekanntheit kam Benjamin de Lemos in der jüdischen Geschichtsschreibung vor allem als Vater von Henriette Herz und damit Schwiegersohn von Markus Herz, der ihm auf seine Stelle am jüdischen Krankenhaus folgte. Wie weit sich der fromme<sup>13</sup> Arzt aus besserem Hause (zwei seiner Brüder studierten ebenfalls<sup>14</sup>) der bürgerlichen Mehrheitskultur nahe fühlte, wird aus seinem Kleidungsverhalten deutlich. Er besuchte seine Patienten sozusagen „in Samt und Seide“ und der zeitgenössischen Mode entsprechend mit einem Dreispitz auf dem Kopf.<sup>15</sup> Vom Gros der späteren jüdischen Ärzte Berlins unterschied er sich allerdings dadurch, dass er sich offenbar nicht wie die meisten seiner späteren Kollegen im Rahmen der Haskala, der Aufklärung, Emanzipation oder der „bürgerlichen Verbesserung“ der Juden engagierte.<sup>16</sup>

---

<sup>5</sup> Vgl. Geiger, Ludwig: Geschichte der Juden in Berlin. Bd. II, Berlin 1871, S. 57.

<sup>6</sup> Vgl. Kaiser, Wolfram; Völker, Arina: Judaica medica des 18. und des frühen 19. Jahrhunderts in den Beständen des halleschen Universitätsarchivs. Wissenschaftliche Beiträge der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Halle (Saale) 1979, Bd. 52, S. 13.

<sup>7</sup> In der chronologischen Liste jüdischer Doktoren von Komorowski nimmt er die Nummer 102 ein. Nur rund 15 Promotionen fanden vor ihm an einer deutschen Universität statt. Vgl. Komorowski, Manfred: Bibliographisches Verzeichnis jüdischer Doktoren im 17. und 18. Jahrhundert. München etc. 1991, S. 33-44, insbesondere S. 44.

<sup>8</sup> Jacobson, Jacob: Jüdische Trauungen in Berlin 1759-1813. Mit Ergänzungen für die Jahre von 1723 bis 1759. Berlin 1968, S. 111.

<sup>9</sup> Richarz, Monika: Der Eintritt der Juden in die akademischen Berufe. Jüdische Studenten und Akademiker in Deutschland 1678-1848. Tübingen 1974, S. 50.

<sup>10</sup> Dies schreiben zumindest Berndt, Hans; Andree, Hartwig: Jüdische Ärzte in Berlin. In: Zeitschrift für ärztliche Fortbildung 81 (1987), S. 37-41, hier S. 37.

<sup>11</sup> Zerstörte Fortschritte. Das Jüdische Krankenhaus in Berlin 1756, 1861, 1914. Hg. von Dagmar Hartung-von Doetinchem und Rolf Winau. Berlin 1989, S. 32.

<sup>12</sup> Jacobson, S. 111.

<sup>13</sup> Herz, Henriette: Erinnerungen. In: Schmitz, Rainer (Hg.): Henriette Herz in Erinnerungen und Briefen. Leipzig und Weimar 1984, S. 7-204, S. 14f., 19.

<sup>14</sup> Richarz, S. 70.

<sup>15</sup> Herz, S. 15. Vgl. Auch Lowenstein, Steven: The Berlin Jewish Community. Enlightenment, Family, and Crisis 1770-1830. New York, Oxford 1994, S. 44, 210.

<sup>16</sup> Lowenstein, S. 207.

Der aus sehr reicher Bankiersfamilie<sup>17</sup> gebürtige Berliner Aron Salomon Gumpertz<sup>18</sup> (1723-1769) ist eine der zentralen Personen der frühen Haskala in Berlin.<sup>19</sup> Die Jahre vor 1750 hat er wohl mehrheitlich in Berlin verbracht und einen Teil seiner medizinischen Studien in seiner Heimatstadt selbst privat absolviert.<sup>20</sup> Nach seiner medizinischen Promotion in Frankfurt/Oder 1751 lebte er für weitere drei Jahre als Arzt in Berlin, ohne diesen Beruf allerdings auszuüben. Gumpertz nutzte das Medizinstudium offensichtlich als Instrument für den Einstieg in die außerjüdische Bildung wie auch ganz konkret die Wissenschaftswelt. Die letzten Jahre seines Lebens wohnte er in Hamburg.

Gumpertz beschäftigte sich zeit seines Lebens nicht nur mit religiösen, sondern gleichzeitig auch intensiv mit wissenschaftlichen, speziell naturwissenschaftlichen Fragen. Ab 1742, etwa 19jährig, erhielt er Unterricht nicht nur in Religionsphilosophie, sondern auch in Mathematik und Naturwissenschaften von dem Rabbiner Israel Samosz, der im Vorjahr aus Osteuropa zuvor über Frankfurt/O. nach Berlin gekommen war. Samosz selbst war mit seinem Versuch, den Wissenschaften innerhalb des jüdischen Religionsgefüges einen Stellenwert zu verschaffen, einer der wichtigen Vertreter der sehr frühen Berliner Haskala. Gumpertz hatte zudem bereits zu einem historisch sehr frühen Zeitpunkt und schon in frühen Lebensjahren enge Kontakte zu Bildungseinrichtungen und Wissenschaftlern der christlichen Mehrheitsgesellschaft, er war mehr oder weniger ein Teil von ihnen. Er verkehrte in den Folgejahren mit Vertretern der Akademie der Wissenschaften in Berlin und wirkte als Sekretär zweier ihrer Mitglieder.

Um 1748 lernte Gumpertz den fünf Jahre zuvor nach Berlin gekommenen, sechs Jahre jüngeren Moses Mendelssohn kennen. Er vermittelte ihm Unterricht in hebräischer Literatur und Mathematik beim besagten Israel Samosz, in Latein bei dem damaligen Medizinstudenten Kisch (s. u.) sowie in Englisch und Französisch bei ihm selbst.<sup>21</sup> Diese Gruppe wird mit ihrer Verbindung von naturwissenschaftlichen und religionsphilosophischen Interessen gemeinhin als der Ursprung der Berliner Haskala angesehen. Immerhin zwei von ihnen waren auf dem Weg, Ärzte zu werden.

---

<sup>17</sup> Zur Gumpertz-Familie siehe Lowenstein, S. 90.

<sup>18</sup> In Quellen und Literatur wird sein Nachname auch „Gumperz“, „Gumperts“, „Gompertz“, oder „Gomperz“ geschrieben. Ebenso bestehen viele Varianten seiner Vornamen, insbesondere das Hinzufügen des Namens „Emmerich“ als Name bzw. Herkunftsort seine Vaters.

<sup>19</sup> Gumpertz ist in den meisten jüdischen Nachschlagewerken und in der biographischen Literatur über Moses Mendelssohn wegen der Kontakte und Freundschaft zwischen beiden vertreten. Die in unserem Fragezusammenhang einschlägigste biographische Darstellung findet sich bei Eschelbacher, J.: Die Anfänge allgemeiner Bildung unter den deutschen Juden vor Mendelssohn. In: Vorstand der Gesellschaft zur Förderung des Wissenschaft des Judentums (Hg.): Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden. Festschrift zum siebenzigsten Geburtstage Martin Philippons. Leipzig 1916, S. 168-177.

<sup>20</sup> So auch Eschelbacher, S. 175. Allerdings scheint Gumpertz nicht an der Berliner Ausbildungsstätte für angehende Mediziner, dem am Collegium medico-chirurgicum immatrikuliert gewesen zu sein. Zu dieser Einrichtung und ihrem Verhältnis zu den Juden sowie der Zahl der jüdischen Studenten dort siehe Richarz, S. 51f.

<sup>21</sup> Vgl. Moses Mendelssohn: Gesammelte Schriften. Jubiläumsausgabe, Bd. 23 (Dokumente II), Stuttgart-Bad Cannstatt 1998, S. 13, 82. Es ist allerdings anzunehmen, dass das erste Treffen bereits 1747 oder früher stattgefunden hat, weil der genannte Kisch ab 1747 bereits in Halle studierte (s.u.).

Die Bedeutung dieses Unterrichts beschrieb Mendelssohn selbst: „Allhier gewann ich durch den Umgang mit dem nachherigen Doktor der Arzneigelahrtheit, Herrn Aron Gumpertz (der vor einigen Jahren zu Hamburg verstorben) Geschmack an den Wissenschaften, dazu ich auch von demselben einige Anleitung erhielt.“<sup>22</sup> Gumpertz machte Mendelssohn später mit Friedrich Nicolai und Gotthold Ephraim Lessing bekannt. Der Letztere nahm Gumpertz dann möglicherweise als Vorbild für die Hauptperson seines Theaterstückes „Die Juden“ von 1749, den begüterten „Reisenden“ und unerkannten Juden, welchen Lessing als guten Menschen schlechthin darstellte.<sup>23</sup> Zumindest fand Lessing in Gumpertz nach eigenen Worten all diejenigen guten Eigenschaften vereinigt, mit denen er den Protagonisten seines Theaterstückes ausgestattet hatte.<sup>24</sup>

Christoph Schulte zählt den Gelehrten Gumpertz zu denjenigen Juden, die „aus Neugier und Wissensdurst gelernt und studiert (haben), auch ohne dass eine Aussicht auf Verbesserung ihres politischen Status als unterdrückte Minderheit bestanden hätte“.<sup>25</sup>

Zum gleichen kleinen frühaufklärerischen, mit weltlicher Philosophie und Naturwissenschaften befassten Zirkel wie Gumpertz zählte auch der bereits erwähnte Abraham Kisch. Dieser hielt sich aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen 1745 und 1747 als Medizinstudent in Berlin auf. In der jüdischen Geschichtsschreibung ist er vor allem als einer der damaligen Lehrer Mendelssohns bekannt. Friedrich Nicolai beschrieb die Umstände folgendermaßen: Mendelssohn sprach über die neuere Philosophie „mit Dr. Kisch, einem jungen jüdischen Arzte aus Prag, der in Berlin studirte. Dieser zeigte ihm die Nothwendigkeit, lateinisch zu lernen, wenn er die neuere Philosophie wolle kennen lernen. Moses war so dürftig, dass er eine ziemliche Zeit lang sparen musste, um eine Grammatik und ein schlechtes Lexikon alt zu kaufen. Da gab ihm Kisch ungefähr ein halbes Jahr lang täglich etwa eine Viertelstunde Unterricht in der Sprache.“<sup>26</sup>

Kisch<sup>27</sup> wurde 1725 oder 1728 in eine etablierte jüdische Apothekerfamilie in Prag geboren. Er verließ die Stadt 1744 oder 1745 im Zusammenhang mit den Ausweisungen der Prager Juden durch Maria Theresia und ging offensichtlich nach Berlin. Über diesen Aufenthalt sind die Quellen verhältnismäßig unklar bzw. widersprüchlich. Die Mehrheit beschreibt ihn dort als Medizinstudent. Allerdings ist auch Kisch nicht in der publizierten Liste der damaligen Studenten des Collegium medico-chirurgicum aufgeführt.<sup>28</sup> Vereinzelt

---

<sup>22</sup> Brief Moses Mendelssohns an Johann Jakob Spiess, Berlin 1.3. 1774, in: Moses Mendelssohn: Gesammelte Schriften. Jubiläumsausgabe, Bd. 23 (Dokumente II), Stuttgart-Bad Cannstatt 1998, S. 5-7, hier S. 7.

<sup>23</sup> Vgl. als Beispiel für die vielfältige Literatur über ihn: Battenberg, Friedrich: Das europäische Zeitalter der Juden. Zur Entwicklung einer Minderheit in der nichtjüdischen Umwelt Europas. Darmstadt 1990, Bd. 2, S. 70f.

<sup>24</sup> Kaufmann, David; Freudenthal, Max: Die Familie Gomperz. Frankfurt/M. 1907, S. 188f.

<sup>25</sup> Schulte, Christoph: Die jüdische Aufklärung. München, 2002, S. 37.

<sup>26</sup> Friedrich Nicolai: Anmerkungen zu Moses Mendelssohns Briefwechsel mit Gotthold Ephraim Lessing. In: Moses Mendelssohns gesammelte Schriften. Hg. von G.B. Mendelssohn. Bd. 5, Leipzig 1844, S. 206.

<sup>27</sup> Siehe zu seiner Biographie vor allem Kaiser/Völker, S. 15-19; Altmann, Alexander: Moses Mendelssohn. A biographical study. London, Portland 1998, S. 22f.; Reinke, Andreas: Judentum und Wohlfahrtspflege in Deutschland. Das jüdische Krankenhaus in Breslau 1726-1944. Hannover 1999 (=Forschungen zur Geschichte der Juden : Abt. A, Abhandlungen; Bd. 8), S. 61-64.

<sup>28</sup> Richarz, S. 227.

wird er für diesen Zeitraum bereits als Arzt bezeichnet. So schrieb Isaak Euchel in seinem Mendelssohn-Nachruf sogar dezidiert, dass Kisch „in Berlin als Arzt und Chirurg tätig war“<sup>29</sup>. Der Widerspruch zieht sich wie ein roter Faden durch mehr als zwei Jahrhunderte Mendelssohn-Biographik, wo Kisch bis heute teils als Medizinstudent, teils als Arzt, und manchmal, wie beim zitierten Nicolai, als promovierter Medizinstudent bezeichnet wird.<sup>30</sup>

Sicher ist allerdings, dass Kisch ab 1747 in Halle Medizin studierte und dort zwei Jahre später als erster gebürtiger Prager Jude promovierte. Anscheinend war er nach der Promotion noch einmal in Berlin, wo er am „Theatrum Anatomicum“ seine Studien vervollständigte.<sup>31</sup> Fest steht weiterhin, dass er 1756-1758 und nochmals 1767-1771 in Breslau Leiter des Hospitals der dortigen Chewra Kadischa und Gemeindefeldarzt war. In der Zwischenzeit (1758-1767) leitete er in Prag das jüdische Hospital, ebenso nach seinem zweiten Breslauer Aufenthalt bis zu seinem Tode 1803. Veröffentlichungen jenseits der Dissertation sind von ihm nicht bekannt.

Im Gegensatz zu den beiden Vorangegangenen hat der Arzt Leon Elias Hirschel, ein Neffe von Gumpertz, in der Tat in Berlin praktiziert. Er wurde 1741 in dieser Stadt geboren und erhielt eine traditionell jüdische Erziehung.<sup>32</sup> Als Hirschel sich zwanzigjährig im Sommer 1761 an der Universität Halle einschrieb, um dort zwei Jahre später seine medizinische Promotion abzulegen, konnte er bereits auf einen vielfältigen Bildungsgang im christlichen Umfeld zurückblicken: Mit ungefähr vierzehn Jahren, so bemerkt er selbst, „fing ich zugleich an, die lateinische und deutsche Sprache zu erlernen, von welcher letzten ich vorher keinen Buchstaben lesen konnte“<sup>33</sup>. Bereits mit fünfzehn Jahren war er einerseits am Berliner Collegium medico-chirurgicum, andererseits auch am dortigen Joachimsthalschen Gymnasium eingeschrieben.<sup>34</sup> Für zwei Jahre praktizierte der frischgebackene Arzt in seiner Heimatstadt, bevor er nach Posen, Graetz und Lissa ging. Kurz vor seinem frühen Tod mit 31 Jahren im Dezember 1772 kam er nach Berlin zurück. Den Kontakt zur Gelehrtenmetropole Berlin hatte er soweit möglich aufrechterhalten.<sup>35</sup>

---

<sup>29</sup> Euchel, Isaak: Die Geschichte unseres weisen Lehrers(...) In: Moses Mendelssohn: Dokumente II, die frühen Mendelssohn-Biographien, Stuttgart-Bad Cannstatt 1998 (= Moses Mendelssohn, Gesammelte Schriften, Jubiläumsausgabe Bd. 23), S. 103-263, hier S. 116.

<sup>30</sup> Moses Mendelssohn: Dokumente II, die frühen Mendelssohn-Biographien, Stuttgart-Bad Cannstatt 1998 (= Moses Mendelssohn, Gesammelte Schriften, Jubiläumsausgabe Bd. 23, S. 12, 81, 116, 271, 342, 368, 412). Als aktuelle Beispiele vgl. etwa Lowenstein, S. 21 („Dr. Kisch“ im Gegensatz zum damaligen Medizinstudenten „Gumpertz“) und Sorkin, David: Moses Mendelssohn und die theologische Aufklärung. Wien 1999, S. 29 („Medizinstudent“).

<sup>31</sup> Reinke, S. 62, Altmann, S. 22. Ihm zufolge blieb Kisch bis 1755 in Berlin. Dem widerspricht allerdings, dass Kisch bereits im Jahre 1754 von Prag aus eine Petition an den preußischen König verfasst hat, in Breslau als Arzt tätig sein zu dürfen, sich also damals in Prag und nicht in Berlin aufhielt (Reinke, S. 62).

<sup>32</sup> Freudenthal, Max: Leon Elias Hirschel, ein jüdischer Arzt. In: Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums 50, NF 14 (1906), S. 426-443, Nachschrift S. 624, hier S. 428.

<sup>33</sup> Leon Elias Hirschel: Herr Leon Elias Hirschel (Selbstbiographie) in: E.G. Baldinger: Biographien jetztlebender Ärzte und Naturforscher in und ausser Deutschland. 1. Bd., 4. St. Jena 1772, S. 143-152. hier S. 146.

<sup>34</sup> Richarz, S. 227, 76.

<sup>35</sup> Krauss, Samuel: Geschichte der jüdischen Ärzte vom frühesten Mittelalter bis zur Gleichberechtigung. Wien 1930, S. 153.

Hirschel zeichnete sich insbesondere durch seine emsige literarische Tätigkeit aus, insbesondere viele deutschsprachige medizinische Veröffentlichungen. Bei der aufklärerischen Berliner Zeitschrift „Mannigfaltigkeiten“ übernahm er im ersten Erscheinungsjahr (1769) das medizinische Ressort und betreute es bis zu seinem Tode.<sup>36</sup> Er griff dabei die aktuellen medizinischen Themen seiner Zeit auf, etwa die Pockeninokulation oder Nervenkrankheiten. Hirschel stützte seine Position in der Mehrheitsgesellschaft auf rege wissenschaftliche Aktivität, insbesondere auch den steten Austausch mit Fachgenossen. Jacob Toury bezeichnete Hirschel als eine Person, die in einer kurzen Lebensspanne den Weg dreier Generationen hinter sich gebracht habe. Aus dem observanten Traditionsjudentum kommend wurde die Wissenschaft für ihn der Weg zur Akkulturation an die christliche Mehrheitsgesellschaft.<sup>37</sup> Er ließ sich nicht taufen, doch signalisierte er eine gewisse Distanz zum traditionellen Judentum, etwa indem er über das Fasten am Versöhnungstag spottete.<sup>38</sup> Und noch über dies hinaus begann Hirschel mit einer vorsichtigen Emanzipationspropaganda: Er bezog in seinen medizinischen Beiträgen in den „Mannigfaltigkeiten“ häufiger auch die Religionsthematik mit ein. So machte er sich 1771 etwa über den „Religionshass“ eines englischen Geistlichen lustig, der die Pockeninokulation ablehnte, weil sie von den Heiden gelernt sei. Dann dürfe man kein Brot mehr essen, weil die „Heiden und Türken“ sich damit vor dem Verhungern schützten. Auch berief er sich auf historische jüdische Ärzte, beklagte en passant deren frühere Zurücksetzung aus Glaubensgründen und stellte fest, dass dies heutzutage nicht mehr der Fall sei.<sup>39</sup>

Hirschel machte seinen Doktor knapp drei Jahrzehnte nach Benjamin de Lemos. Zwischen beiden lagen eine Generation und rund einhundert Promotionen anderer jüdischer Ärzte in Deutschland.<sup>40</sup> In den vier Biographien zeigt sich der Übergang von Anfängen der Akkulturation an den bürgerlichen Habitus hin zu Ansätzen einer öffentlichen Emanzipationsforderung. In allen Fällen hatte neben dem ärztlichen Berufsstand gerade die Wissenschaft eine zentrale Bedeutung bei diesem kulturellen Wandlungsprozess: als intern betriebene neue Form der Bildung, als Eintritt in die wissenschaftlichen Institutionen und schließlich als gelehrte, aufgeklärte Öffentlichkeit.

Zwei Jahre nach Hirschel ließ sich Markus Elieser Bloch in Berlin als Arzt nieder, fünf weitere Jahre später Markus Herz.<sup>41</sup> Den Weg „aus dem Ghetto in die bürgerliche Gesellschaft“ (Jakob Katz) führten sie mit ihren jüdischen Kollegen in anderer Quantität wie

---

<sup>36</sup> Lammel, Uwe: Popularisierungsversuche von Medizin im Zeichen der Aufklärung am Beispiel der Zeitschrift *Mannigfaltigkeiten*. Eine gemeinnützige Wochenschrift, Berlin 1769-1773. In: *Philosophischer Taschenkalender. Jahrbuch zum Streit der Fakultäten*, Lübeck 1(1991), S. 86-103, hier S. 92.

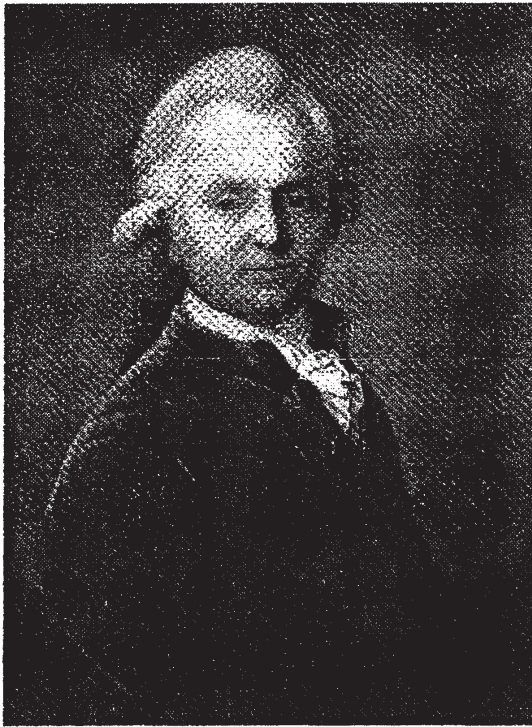
<sup>37</sup> Toury, Jacob: Die Behandlung der jüdischen Problematik in der Tagesliteratur der Aufklärung (bis 1789). In: *Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte* 5 (1976), S. 13-47, S. 35.

<sup>38</sup> Freudenthal, S. 433f.

<sup>39</sup> Lammel, S. 94f.

<sup>40</sup> Gemäß der chronologischen Aufzählung bei Komorowski.

<sup>41</sup> Zu Bloch und Herz siehe neuerdings auch Jütte, Robert: Ein duldsamer Patient. Die Leidensgeschichte von Moses Mendelssohn. In: *Neue Zürcher Zeitung* v. 13. Dezember 2003. Demnächst auch andernorts in ausführlicher Fassung. Zu Herz siehe auch Davies, Martin: *Identity or history? Marcus Herz and the end of enlightenment*. Detroit 1995.



Anton Graf: Markus Elieser Bloch (1789),  
Öl auf Leinwand.<sup>42</sup>

auch Qualität weiter. Bloch war noch ganz, Herz noch teilweise dem Rollenmodell seiner Vorgänger verhaftet: Ihre Akkulturation zeigte sich in der Hauptsache darin, dass sie sich als „Gelehrte“ darstellten. Herz allerdings repräsentierte bereits einen Wendepunkt, indem er ein zweites Rollenmodell der Akkulturation übernahm: das des „Reformers“ des Judentums. Mit seiner Kritik an der traditionellen schnellen Beerdigung der Juden<sup>43</sup> war er der erste einer längeren Reihe jüdischer Berliner Ärzte, die sich der bürgerlich-christlichen Mehrheitsgesellschaft empfahlen, indem sie versuchten, das ganze Judentum zu „modernisieren“ und es der Emanzipation anzudienen.<sup>44</sup>

---

<sup>42</sup> Bildnachweis: Christine Karrer: Nachwort. Marcus Elieser Bloch und seine "Allgemeine Naturgeschichte der Fische". In: Marcus Elieser Bloch: Naturgeschichte der Fische I. Fische Deutschlands. Eine Auswahl. Dortmund 1980, S. 171-201, hier S. 176.

<sup>43</sup> Herz, Marcus: Über die frühe Beerdigung der Juden. An die Herausgeber des hebräischen Sammlers. Zweite Aufl. Berlin 1788. Die erste Auflage erschien 1787

<sup>44</sup> Eine umfangreichere Darstellung dieser Thematik sowie der Frage, welche Auswirkungen dies auf ihr jüdisches Selbstverständnis hatte, wird der Autor dieses Beitrags an anderem Ort geben.